

(Nachdruck verboten.)

7]

## Die Achenbacher.

Roman von Anton v. Perfall.

Urban bereute schon, sich mit Burgl eingelassen zu haben. Jetzt kam's heraus, als wenn er der Schuldige wäre, sie die Anklägerin! Wo war denn jetzt sein gerechter Zorn, den er gegen den unschuldigen Flori so ungemessen ausließ? Das Schlimmste war, er fühlte die Wahrheit ihrer Worte; so erging er sich denn, wie immer in solchem Fall, in kleinlicher Gesticung, mit der es ihm selbst nicht ernst war. „Das is all's gleich," erwiderte er, mit den Händen herumfuchtelnd. „Bia's zuaganga hat, weiß i selb'r net, aber so viel weiß i g'wiß, daß er s' grob anpackt hat, hing'schleudert hat, und das leid' i amal net, no dazua von ei'm, der mir mein Lebtag als Schlechts 'than hat."

Er machte eine Bewegung mit der Faust, als ob er ihn niederringen wollte, den Achenbacher. Einen Augenblick ward's still. Urban bohrte seinen Blick in den Boden.

„Weißt ja, warum er s' grob anpackt hat, d' Resl," begann dann Burgl in milder hartenem Tone.

„Freili weiß i's." Urban sah auf, ihre Blicke begegneten sich. „Hab's ihr selb'r oft guua verwies'n, das Umanandstrena mit'n Flori." Er zerrte an seinem Charivari. „San alle zwei schon z'alt dazua, aber desweg'n — wir können leicht red'n in unserm Haß und Feindschaft — aber in dene Jahr, weißt's ja selb'r, da versteht ma das no net so."

„Eben drum muas ma zeiti einschreit'n, eh' z'pät wird, mein' i," erwiderte Burgl aufflammend.

„Ja, Du hast's freili glei," erwiderte Urban herb, „grad durch, wenn's a Scherb'n giebt, und nimma lang umg'schaut danach. Aber das kann halt net glei jed's."

„Hast Du Di vielleicht umg'schaut heut bei der Wahl?" Burgl trat aus dem Schatten vor in den Lichtkreis.

Urban war ihr seit langer Zeit nicht mehr gegenüber gestanden. Sein Auge schweifte die hohe Gestalt hinab — ein Prachtweib!

„Um wen dann?" begann er dann, heftig ihre Hand fassend, „um den Achenbacher vielleicht, der mir sein Lebtag nur Schlecht's anthan hat?"

Sein Kopf mit dem gelockten, im Schein des Lichtes goldig schimmernden Vollbart beugte sich dicht vor ihr Antlitz. Sie sahen sich Aug' in Aug'.

„Um den freili net," sagte sie dann, ihre Hand gewaltsam aus der seinen ziehend.

Doch er ließ sie nicht, eine verräterische Glut brach aus seinen Augen. „Und wenn i mi umg'schaut hätt'," sprach er jetzt im Flüsterton, „und mir g'sagt hätt', jetzt kannst ihr's zeig'n, was bist. Jetzt muas auf di schau'n und z'ruckenden, wia's sein könnt —"

Einen Augenblick erwärmten sich diese kalten, grauen Augen, dann aber entriß sie ihm gewaltsam ihre Hand und wich einen Schritt zurück.

„Dann hätt'st Di g'walti g'irrt," sagte sie, sich völlig wieder im Zaum haltend, „weil Du jetzt wenig'r bist in mein Aug'n, als Du warst. 's Werkzeug von dem fremd'n Volk da drüb'n, weil's nia sein könnt, daß i den Verrat an mein' Stand g'itt'n hätt'."

Das war die furchtbarste Demütigung Urbans in diesem Augenblick.

„Bäuerin," presste er krampfhaft hervor, „Du hast vergess'n, zu was Du komma bist." Er presste beide Fäuste vor die Brust.

„Um mi an Dein Verstand z'wend'n, net um z'bitt'n," erwiderte sie trozig, ungebeugt. „I mein', wir san ferti."

Eben wollte sie an Urban vorbei, die Kammer verlassen, da trat die Lehnerin ein. Ein Zahnbund verdeckte die eine Hälfte des zierlichen Gesichtes, ein wollenes Tuch war um den Hals gewickelt.

Sie blieb mit vor der Brust gefalteten Händen ängstlich unter der Thür stehen.

„Was willst denn Du da?" fragte ärgerlich Urban.

„Grad mit der Achenbacherin Di bitt'n, daß d' Sach beruh'n laßt," sagte sie in weinerlichem Tone.

Urban blickte unwillkürlich auf Burgl, deren mächtige Erscheinung neben seiner Frau doppelt zur Geltung kam. Es entging ihm nicht der spöttische Zug um Burgls Mund.

„Mein Gott, mein Gott," begann die Lehnerin wieder, die Arme kreuzweise über die Brust zusammenschlagend. „Was is denn das für an Unglück! Ja, wia kann man denn nur so was thun? So an arm's, guat's Kind so behandeln!" Sie brach in Thränen aus. „Wenn's jetzt g'storb'n wär', mein Gott und Vater, ja, liebe Frau, was wär' das! Was wär' das!"

Urban warf einen verzweifelten Blick gegen die Decke und atmete schwer auf. „Laß doch das G'stinn! Das mach't's net bess'r."

„Was is, muas ma betracht'n, net was w ä r', Lehnerin, nacha d'erspart ma sie' viel," sagte Burgl mit scharfer Betonung. „Wir san ganz im klaren, wir zwei — net wahr, Lehner?"

Sie erhielt keine Antwort, aber sie ging in dem Bewußtsein, ihren Zweck erreicht zu haben.

„Lang hast aber braucht zum Abbit'n, Bäuerin," sprach sie der Lenz spitzfindig an, als sie durch die Stube ging, ohne einen Blick auf die schlummernde Kranke zu werfen. „Hab' Dir grad helf'n woll'n."

Diesem Burschen gegenüber mit dem listigen, halbgeschlossenen Blick und dem ewigen Scherz auf der Lippe, hielt sie nicht stand. Mit gebeugtem Kopfe, über und über errötend, floss sie förmlich ins Freie.

Wie eine Diebin huschte sie in das Haus und schlich die Treppe hinauf in ihre finstere Kammer. Niemand hatte sie bemerkt — nebenan lag ihr Mann im ersten tiefen Schlummer.

### II.

Der neue Bürgermeister ließ sich nicht schlecht an. Wenigstens urteilten die Gemäßigten seiner Partei so, die wohlhabenden Geschäftsleute Seehamm's, welche keine gar nicht erwartete Mäßigung, seine auffallende Vorsicht und Ruhe, mit welcher er gegen die alte Amtsführung Achenbachers vorging, ihm hoch anrechneten.

Es half alles nichts, man mußte mit den Bauern leben, von ihrem wirtschaftlichen Empfinden hing auch das eigne Wohl ab.

In dieser Voraussetzung hatten die meisten schon ihre Stimmen Urban gegeben, der beide von ihnen gewünschte Eigenschaften vereinigte. Er war Bauer, Ansjässiger, sogar Osierrhofener. Man konnte ihnen also von dieser Seite nicht vorwerfen, die Herrschaft an sich reißen zu wollen, andererseits waren Urbans ganze Verhältnisse und er selbst nicht dazu angethan, einen Dorrsdespoten zu spielen, wie der Achenbacher einer war. Vor allem fehlte dem Lehner die Hauptbede dazu, die Macht der Ueberlieferung, das Ansehen des Namens.

Ander's urteilte die Masse der kleinen Leute, welche von dem neuen Dorrfregimente etwas ganz andres erwartet und in ihrer wirtschaftlichen Anschauung keinen Begriff hatten von der socialen Macht des Bauerntums. Bei jeder Gelegenheit bekam Urban zu hören, daß er ihrem Einfluß allein seine Wahl verdanke. Die undurchführbarsten Forderungen wurden gemacht, die seinen Bauernsinn auf das tiefste verletzten.

Die Worte Burgls konnte er nicht vergessen. Sie sollte einsehen, wie unrecht sie ihm getan, sie sollte merken, daß er nicht das Werkzeug dieses fremden Volkes war.

Der unnatürliche Zwiespalt begann schon, in den er sich begeben. Auf der einen Seite vermochte er es nicht, mit einem Mal aus seiner Haut zu fahren, stießen sich seine eignen Bauerninteressen mit denen der Neuen; auf der andren Seite drückten und drängten ihn seine eingegangenen Verpflichtungen, Versprechungen. Auf der einen Seite stand Burgl, ihn scharf beobachtend, jede Schwäche erspähend, die ihre Ansichten von ihm rechtfertigen konnte, auf der andren der Achenbacher, in dessen spöttischem Anlitz er bei jeder Begegnung las: „Hast Di halt do net traut!" Für was hatte er denn die Last auf sich geladen, all den Haß und eignen Vorwurf, wenn er es nicht that, um an diesem Mann Vergeltung zu üben auf jede Weise. Die Arbeitslast war für seinen ungeübten Kopf, seine des Schreibens völlig un-

gewohnten Hände, trotz der thalkräftigen Hilfe des Lehrers, eine ungeheure. Um sich keine Blöße zu geben, opferte er seine ganze Zeit, den Hof den Diensthöfen überlassend — bei der Unkenntnis und Unfähigkeit seiner Frau für die schwere Bauernarbeit eine bedenkliche Sache.

Kesl genas rascher, als der Arzt gehofft. Sie hatte, trotz ihrem etwas zärtlichen, der Mutter ähnelnden Neuzern, die zähe Natur des Vaters geerbt.

Urban verbot ihr entschieden jeden Umgang mit Flori und sah sich im stillen um einen Platz außer dem Hause für sie um. Kam der Sommer, so begann die Wirtschaft auf den Feldern, und dann war diese Trennung doch nicht mehr durchzuführen.

Burgl hatte ihm erst die Augen geöffnet über die Gefahr dieses Umganges, in welchem er bisher nur eine kindische Freundschaft gesehen, und wenn er nur an eine solche Möglichkeit dachte, stieg ihm das Blut in den Kopf, ja, es kam ihm dann immer ein sonderbarer, recht dummer Gedanke, über den er sich zu Tode ärgern konnte, aber er kam ihm stets in dieser Verbindung. Es könnt' ja do amal anders werd'n. Er war ein Mann in den besten Jahr'n, um fünfzehn Jahr jünger als der Achenbacher — all's schon dag'weh'n. Es könnt'! Das is do nix Ung'recht's, verteidigte er sich selber, wenn er innerlich zuriickschauderte vor den verbrecherischen Bildern, die sich da in ihm woben.

Eine große Schuld daran trug auch der Lenz, der nicht abließ, über die geheime Unterredung mit der Burgl zu sticheln, deren Ausgang ihn bitter verdroß. In der hah-erfüllten Seele des Burschen bildete sich bereits an diesem Abend, während die beiden in der Stube nebeneinander waren, ein neuer Plan.

Das wär' etwas ganz andres als die vierzehn Tage Gast, die jetzt doch beim Teufel waren — den Brand der Eifersucht werfen in die Brust des Achenbachers! Ein kleines Pröbchen davon hat er ja selbst schon durchgemacht mit dem Flori und der Kesl, wenn auch in ganz andrer Art. Das wär' ein ergiebiges Feld. Wenn auch nichts dabei herauskäme, mit der Ruh' und dem Frieden vom Achenbacher wär's aus.

Burgl hatte den Lehnerhof nicht mehr betreten seit der Hochzeit Urbans, an der sie gezwungen war teil zu nehmen. Fünfzehn Jahre waren darüber vergangen, innerhalb welcher Zeit nicht die leiseste Verbindung zwischen den beiden zu bestehen schien, höchstens Haß und Feindschaft. Aber Lenz ließ sich nicht irre machen. Seinem scharfen Auge entging nicht der immer noch unter der Asche glimmende Funke. Er hegte keinen Zweifel darüber, und wenn er einen solchen gehabt, das Benehmen beider an jenem Abende hätte ihn davon befreit. Auf das Ansprechen verstand er sich, er versäumte keine Zeit.

„A schön's Weib, Donner und Doria, die hat si aus-g'wach'n!“ begann er schon damals, kaum daß sich die Thür hinter Burgl geschlossen. „Und wie ihr das trog'ge Wes'n ansteht! Und dabei do wieder so wach, so — i weiß selb'r net, daß ein'm ganz heiß wird. Teuf! Teuf! Wär' das ane g'weh'n für Di! War no — was?“

Allerdings wies Urban ihn dorb zurück, verbot ihm ein für allemal solche Reden, aber der Stachel saß doch und zwar so, daß er ihn nicht herausziehen konnte, wie er sich auch wenden und drehen mochte. Und bei jeder Gelegenheit setzte Lenz ihm einen neuen Stachel in das Fleisch.

(Fortsetzung folgt.)

## Eine Sehenswürdigkeit.\*)

(Königl. bahr. Eisenbahnstudie mit eingeklammelter Verdeutschung schwieriger Fachausdrücke.)

Weibliche und männliche Fremdlinge, die in geschmackvollen Reiseanzügen (Touristenkostümen), mit schönen grünen Hütn, drauf eine verkehrt eingesteckte Feder nicht, jetzt unsre Hauptstadt (Residenz) besuchen, geben sich viel Mühe, alles Sehenswerte in ihren Geiste aufzunehmen. Sie rennen ins Hoforänhaus, probieren Weiskwürste und Geschwollene, bewundern den Durst und die volksherrschaftliche (demokratistische) Verfassung unsrer Viertel, steigen der Bavarica in den Kopf, marschieren alle „Theken“ ab. Sie sehen sich die Backstein-Bauart (Architektur) der Kirchen an, die goldenen preußischen Fahnenstangen an der Schatz-Bildersammlung (Galerie), den Nat-

hausefel, das Schneckengetopfte (Porzellan) im Fürstentst (Residenz), lesen die geistvollen Zweizeiler (Distichen) im Hofgarten (. . hätte Palermo es nicht usiv.), besaunen die feine Schanstellung (Parade) am Tillydenkmal, vielleicht auch die fürs Volk am Marienplatz, und bilden sich ein, alles genossen zu haben, was an Ergöcklichkeit die Stadt ihnen bietet.

Irtrum!

Es giebt hier noch ganz andre Genüsse, die der Fremdling, ohne sich in weitere Unkosten zu stürzen, um den billigen Preis von zehn Pfennigen haben kann. Ich bitte ihn darum — im Interesse des bayerischen Staatsvermögens (Fiskus) und der Bereicherung seiner persönlichen Eindrücke — meiner Einladung zu folgen.

Wir wandern — für Geübte ohne erhebliche Gefahren — über einiges aufgerissene Pflaster zum Hauptbahnhof (Centralbahnhof). Auf dem Hauptbahnsteig (Centralperron) erwerben wir uns durch Einwurf eines Zehnspfennigstücks in den bereitstehenden Selbstbeweger (Automat) eine Bahnsteigkarte (Perronbillet). Giebt der Selbstbeweger keine Karte her, so behält er wenigstens das Zehnspfennigstück. Der Fremdling darf dann in seiner heimatlichen (oder wenn er es kann, auch in der bayerischen) Mundart (Dialekt) etwas schimpfen. Hat er das getan, so erscheint ein freundlicher Mann mit einer blauen Haube auf dem Kopfe, murmelt einige Zärtlichkeiten in seinen Bart, schließt den Selbstbeweger auf, entnimmt seinem (des Selbstbewegers) Bauche eine Bahnsteigkarte (Perronbillet) und händigt sie dem Fremdling freundlich aus, der auf Ehrentwort versichern darf, daß er wirklich und wahrhaftig ein Zehnspfennigstück hineingeworfen hat.

Es ist nachmittags 5 Uhr 55. Wir begeben uns dann an das Bahnsteigattier, über dem ein Schild thront: Personenzug Augsburg—Ulm, Abfahrt 6 Uhr.

Der Bahnsteigwärtter (Perronbeamte) prüft die Bahnsteigkarte, dreht sie zweimal um und um, knipst feierlich ein Loch hinein und erlaubt, daß wir unter Preisgabe einiger Rockknöpfe uns durchdrängeln.

Wir befinden uns jetzt auf dem inneren Bahnsteig (Perron). Hier herrscht erfreuliches Gewimmel. Schaffner (Kondukteure) laufen auf und ab, fragen: „Wohin?“, schieben die Reisenden (Passagiere) in die Abteile (Coupés), helfen namentlich Damen durch einen sanften Druck auf die gewölbte Hinterseite beim Einsteigen. Auch wir werden gefragt: Wohin? Wir behandeln diese Frage nichtwissenwillend (mit Ignoranz) und schauen uns den Zug 918 an. Eigentlich ist es kein Personenzug, sondern ein gemischter. Vorne ein Fortbeweger (Locomotive) aus dem Jahre 1864, aber gut erhalten, gebaut von Maffei, der dafür in den Reichsrat gehoben worden ist. Der Fortbeweger ist schon in Betrieb, er faucht und macht heftig pumpumpumpum. Ein paar Leute drehen an ein paar Hähnen und er pfeift wehmütig und macht wieder pumpumpum. Dann kommen drei, vier Viehwägen, dann zweieunddreißig Personentwägen aus den verschiedensten Zeitaltern, eine wahre Wagenausstellung in den unterschiedlichsten Abnührungszuständen, einige scheinen zur Zeit der Entdeckung Amerikas Viehwägen (Waggons) gewesen zu sein, sind aber schon zur Menschenbewegung (Transport) hergerichtet. Auch zwei ganz neue Wägen sind da, sie sind aber zugeschlössen, keiner darf hinein, weil sie sonst schmutzig werden und die Hauptleitung (Generaldirektion) sparsam ist. Alle andern Wägen sind vollgepfropft mit Vieh oder Leuten, die meistens zum Fenster heraus schauen und behaupten, der Zug habe bereits Verspätung, es sei sechs Uhr fünf und eine Schlampererei (Disciplinwidrigkeit). Der Zugführer und die Schaffner (Kondukteure) klappen dann eilig alle offenstehenden Thüren zu. Ein Herr mit einer roten Haube und einem Hornzwickler (Pincenez), der bisher immer würdevoll auf und ab gewandelt ist, bleibt stehen, pfeift und winkt mit der rechten Hand nach dem Bahnsteigwärtter (Perronbeamten). Der schließt feierlich die Eisenthür und läßt niemand mehr hinein, auch nicht den Mann, der eilig gelaufen kommt und schreit: „Mi nehma's scho no mit, der Saugzug hat so allweil a Viertelstund' Verspätung.“ Der Bahnsteigwärtter zuckt die Achseln und schweigt. Der Reisende (Passagier) bleibt stehen und schimpft.

Einige Leute in blauen Arbeitskitteln (Mousen) mit langen Hämmern gehen den Zug entlang und klopfen auf die Radreifen.

Der Zugführer schaut auf seine rote Tasche und hebt langsam einen Fuß auf und dann den andern, setzt aber erst den einen wieder hin, weil er nicht umfallen will.

Ueber das Geleise rechts kommt ein Mann mit vier Maßkrügen, die wahrscheinlich voll sind. Er giebt zwei dem Fortbewegerleiter (Locomotivführer) und zwei dem Heizer (Locomotivführerassistenz). Der erste nimmt die Krüge durch ein Fenster des Fortbewegers (Locomotiv) entgegen und sagt nichts. Der Heizer langt seine aus dem Kohlenbehälter (Tender) hinauf und sagt: Ohal!

Es ist 6 Uhr 12. Der Reisende (Passagier) am Bahnsteigattier schimpft nicht mehr. Er ist fortgegangen.

Aus den Viehwägen brüllt es. Die Leute an den Fenstern in den Abteilen (Coupés) brüllen auch.

Der Herr mit der roten Haube und dem Hornzwickler streitet sich mit dem Zugführer über die Zahl der Wägen des Zugs (Train).

Ueber das Geleise links kommt langsam ein Zeitungsvorkäufer (Kolporteur).

Einige gebildete Reisende (Passagiere) winkeln dem Zeitungsvorkäufer und schreien erregt: Zeitung! Zeitung!

Der Zeitungsträger lacht gemächlich und sagt: „Werd's scho no kriegen, da hats no lang Zeit.“

\*) Aus der „Münchener Post“.

Er geht bedächtig den Zug entlang und verkauft Zeitungen; das Silbergeld und den Nickel hat er in der rechten Hosentasche, das Kupfer in der linken. Er wechselt, wo er großes Geld einnimmt, sehr pünktlich und paßt genau auf, daß er die Taschen nicht vertauscht.

Es ist 6 Uhr 17.

Der Herr mit der roten Haube und dem Hornzwickler verabschiedet sich von dem Zugführer. Dann schlägt er die Haken zusammen und ruft: Fertig! ab!

Die Reisenden schreien Bravol!

Der Fortbeweger (Lokomotiv) thut einen langen, traurigen Pfiff. Dann stößt er eine große schwarze Rauchwolke aus, die nach Schwefel stinkt. Der Zugführer und die Schaffner (Kondukteure) springen auf. Der Fortbeweger schnauft heftig und macht pumpumpumpumpum, aber es geht nicht fort.

Der Fortbewegungsführer dreht an einem Hebel und sagt: Herrgottsjakal! Aber der Fortbeweger geht doch nicht fort.

Der Zugführer und die Schaffner (Kondukteure) springen wieder ab und halten sich die Ohren zu, weil die Leute an den Fenstern in den Wägen stehen und fürchterlich schreien.

Der Herr mit der roten Haube winkt heftig mit beiden Armen und ruft: „rasch, rasch!“

Ganz vorne von dem Geleise her kommt ein großer Mann in blauem Arbeitsgewand. Je mehr der Herr mit der roten Haube „rasch!“ ruft, desto langsamer kommt er.

Jetzt ist er da. Er langt mit der Hand unter den Bauch des Fortbewegers (Lokomotiv) aus dem Jahre 1864, dann zieht er den Arm wieder hervor und sagt: „Jaß wirds dös Rueder thoa!“

Es ist 6 Uhr 22.

Der Herr mit der roten Haube und dem Hornzwickler ruft wieder: „Fertig, ab!“

Der Fortbeweger (Lokomotiv) pfeift vergnügt, macht pumpumpumpumpum und geht wirklich fort.

Die Ochsen brüllen; die Reisenden brüllen auch, aber vor Vergnügen.

Der Herr mit der roten Haube und dem Hornzwickler spaziert gedankenvoll an das Bahnsteiggatter (Perronportal). Der Bahnsteigwärtler (Perronbeamte) grüßt heftig. Aber der Herr dankt nicht; er hat es nicht nötig.

Auch wir dürfen hinaus, doch unsere weißblauen Bahnsteigkarten (Perronbilletts) müssen wir hergeben.

Der Bahnsteigwärtler ruft sie uns aus den Händen.

Es ist 6 Uhr 29. —

x. y.

## Kleines feuilleton.

th. Schicksalsstunde. Im Schatten war es kühl, aber die Sonne stach. Auf den Steinen, die noch feucht waren von der letzten Gewitterstunde, lag sie grell und blendend. Ihr glühender Atem trank das erfrischende Raß in wenigen Sekunden wieder auf.

Die beiden gingen mitten in der Sonne. Unter ihrem hellen Glanz trat die schabige Dürftigkeit ihrer verlegenen Kleider deutlich hervor. Man sah die blanken Stellen auf dem Rock des Mannes und die verregneten, zerknitterten Blumen auf dem Hut der Frau in ihrer ganzen Aermlichkeit; das kümmerte sie beide aber offenbar gar nicht. Sie gingen in einer stumpfen Gleichgültigkeit, mit Mienen, die zu sagen schienen: „Was thut's, wohin.“

Au der Königgräberstraße lenkte der Mann halb mechanisch nach links ab. Die Frau schreckte auf: „Da entlang?“

„Nach Hause.“

Sie antwortete nicht gleich und ging ein paar Schritte neben ihm her, dann sagte sie: „Ich denke, Du sollst um drei Uhr wiederkommen?“ In ihrer Stimme zitterte ein unterdrücktes Weinen.

Er schlug mit dem Stod durch die Luft: „Bis dahin sind noch zwei und eine halbe Stunde.“

Aber eine Stunde gehen wir fast nach Haus und nachher wieder eine Stunde hinein, da kann man sich ja knapp 'ne halbe Stunde ausruhen.“

„Du kommst ja zu Hause bleiben.“

„Als ob ich dazu Ruhe hätte?“ Das klang wie ein Aufschrei.

„Na, dann gehen wir ein Stück hier herauf.“ Er bog nach dem Potsdamer Platz um: „Komm, wir gehen bis zum Brandenburger Thor und zurück, dabei vergeht auch die Zeit.“

„Oder in den Tiergarten.“ Sie ging neben ihm her und maß ihn mit einem scheuen Seitenblick. Dann schlug sie plötzlich einen forciert lustigen Ton an: „Ja, komm in den Tiergarten. Wir waren so lange nicht da und es muß jetzt schön sein nach dem Regen. Kriegen wir bei der Gelegenheit wieder mal den Tiergarten zu sehen!“ Sie lachte gezwungen, und nach einer Pause — als er nicht antwortete: „Nun sei doch nur nicht so verzweifelt, er wird Dir ja das Geld schon geben.“

Er schwieg noch immer. Sie waren am Potsdamer Platz angelangt. Er nahm ihren Arm, schob sie mit festem Griff durch das Wagengewirr und bog dann dann in die Sommerstraße ein. Sie folgte ihm willenlos. An ihrer Seite hin lagen elegante Restaurationsgärten. Die Säulenbalustraden prangten in Blumen. Rote Verbenaen, Petchunien und Fuchsinen glühten und blühten wild durcheinander. Sie maß sie mit einem verlorenen Blick: „Wie schön!“

Er folgte ihren Augen, aber die seinen gingen weiter und gingen in die Gärten hinein, aus denen Lachen und Gläserklingen tönte und

feiner Bratenduft herüberzog. Seine Stirn zog sich zusammen, er sagte hart: „Da sitzen sie und essen.“

„Und wir werden ja auch schon wieder essen. Laß doch man, laß doch man!“ Sie nahm seine Hand mit heimlichem Druck: „Wenn Wöllner Dir die fünfzig Mark giebt, laß' ich uns heut' abend Eisbeine, dann essen wir uns satt.“

„Dann werden wir zunächst was auf die Miete bezahlen und zehn Mark Steuern, damit wir die Möbel frei kriegen. Wenn Du dann noch die drei Mark beim Wäcker glatt machst und dem Schlächter seine vier giebst, bleiben Dir gerade noch drei: wenn Du davon gleich Eisbeine kochen willst, werden wir lange reichen.“ Er sagte es höflich und warf sich auf eine der Bänke, die am Rande des Parkes standen. Dunkle Wipfel rauschten über ihnen, Vögel sangen, ein wunderbares Spiel von Licht und Schatten malte sich auf den saftig grünen, regenfeuchten Rasenflächen. Sie sahen es nicht. Der Mann hatte sich vorgebeugt und zog mit dem Stod Figuren in den Sand. Sie sah ihm zu, ihre Brust hob und senkte sich in verhaltenem Schluchzen, dann brach es plötzlich aus ihr heraus: „Nein, nicht das, Otto, nicht das, dann müssen die Zahlungen warten. Nur nicht wieder alles Geld ausgeben, daß man nicht weiß, wovon man Essen kocht, das ist das Schrecklichste. Dann muß der Wäcker und der Schlächter warten, zwanzig Mark müssen wir behalten, für eine Woche zu leben, das ist schon das wenigste.“

„Nun ja, dann laß nur den Spiegel und den Tisch für die Steuern abholen“ — er lachte höhnisch: „Und das übrige nimmt die Wirtin.“

„Gott, dann bezahle die zehn Mark Steuern und gib der Wirtin zwanzig, dann wird sie ja auch zufrieden sein; ob noch fünfzig Mark bei ihr Rest bleiben oder sechzig, ist ihr doch wohl am Ende ganz egal.“ Sie war ganz verzweifelt in ihrer Angst, daß von dem heiß ersehnten Gelde nichts in ihren Händen bleiben sollte. Er ging auf ihren Vorschlag nicht ein, er hing wohl eignen Gedanken nach. Endlich sagte er: „Wenn wenigstens die Steuern nicht wären. Es ist schon, um die Haare auszuraufen! Verdient hat man nichts seit drei Monaten, aber Steuern muß man zahlen . . .“

„Ja, die elenden Steuern!“ Sie schwiegen wieder beide, dann sagte sie: „Aber die andern müssen warten.“

„Und vorläufig warte Du nur erst, ob ich überhaupt das Geld bekomme.“

„Ach, gewiß bekommst Du's. Warum soll es Dir denn Wöllner nicht geben? Da zweifle ich gar nicht dran.“ In demselben Maße, wie ihm der Mut sank, wuchs er ihr wieder: „Er kennt Dich doch nun schon so lange und weiß, wie es thut, wenn man drei Monate außer Stellung ist; und wenn Du erst wieder eine hast, giebst Du es ihm wieder.“

„Wenn ich eine hab'!“

„Du wirst ja schon eine bekommen!“

„Ja wohl, werde ich! Sie warten ja auch schon auf mich, 'n Buchhalter von bald fünfzig, nach dem sind sie ja ganz verrückt, als ob es da nicht Jüngere giebt oder Mädels, die billiger arbeiten.“

„Na, denn verdienst Du auf andre Weise was.“ Sie gab das Zureden nicht auf.

„Zawohl, mit Adressenschreiben, nicht wahr? Oder mit Lebensversicherungen oder Nähmaschinenverkaufen, mit allem, wozu die stellenlosen Kaufleute gut genug sind, weil sich kein anderer dazu findet. Ach!“ Er ballte die Fäuste.

„Wenn ich nur wenigstens erst wieder Arbeit hätte!“ Sie seufzte leise: „Ueberall machen sie Muster. Na, ich denke, nächste Woche fängt es bei Mendel wieder an.“ Er warf ihr einen spöttischen Blick zu: „Das soll wohl ein Trost für mich sein? Daß meine Frau für mich arbeiten muß? Und Deine Wäschehäherei, die reißt uns 'raus!“ Er stand auf: „Ich werde jetzt zu Wöllner gehen.“

„Es ist ja viel zu früh.“

„Vielleicht ist er doch schon da. Der Buchhalter meinte, er käme auch manchmal schon um zwei.“ Er bot ihr die Hand. „Du kommst ja hier warten, und werde ich früher fertig, hol' ich Dich, sonst kommst Du mir um halb drei nach und wartest vor der Thür auf mich.“

Sie nicht rein mechanisch, ihr Denken war wie tot. Mit großen starren Augen sah sie in den Sommertag hinein. So sah sie lange.

Und um sie her wogte das Leben des Tiergartens. Das elegante Leben der Mittagsstunde, Equipagen und Reiter jagten sich. Geputzte Damen promenierten vorbei, Lachen und Plaudern tönte aus den Gängen.

Ein jäher Zorn flammte in ihr empor. Heiß und brennend stieg der Hunger in ihr auf. Seit drei Tagen nichts Ordentliches gegessen und bloß, weil kein Verdienst da war, kein Verdienst für Leute, die arbeiten wollten! Es war ihr, als müßte sie etwas zertrümmern, einschlagen auf diese ganze lachende Welt, die lebte und genoß, derweil sie hungern mußten. Dann schreckte sie plötzlich auf: da drüben der Herr, der von der Straßenbahn sprang . . . er winkte mit dem Hut . . . das war ja Er! Er kam gefahren. Er hatte also das Geld bekommen. Es ging ihr durch alle Glieder, sie konnte ihm nicht entgegengeh'n, sie war wie gelähmt. Aber da stand er auch schon vor ihr, mit lachendem Gesicht: „Na Gustel — sogar fünfundsiebzig und auf ein Brett, und eigentlich hab' ich gar nicht dran gezweifelt, und eine Stelle bekomme ich auch . . . zum Ersten schon . . . aber Gustel . . . Du weinst?“

Ja sie weinte, leise und unaufhaltsam, sie, die sich lange aufrechtgehalten, brach zusammen unter dem Umschwung dieser Stunde.

Er setzte sich neben sie und nahm ihre Hand. Er verstand sie und auch über sein Gesicht lief es wie ein verhaltenes Lächeln. Dann sagte er: „Aber laß doch, Gustel, nein, werd' doch ruhig, es ist uns doch geholfen worden.“

Da sah sie zu ihm auf mit einem schmerzlichen Lächeln und nickte: „Ja, Alter, uns — und wie viele sind, die nirgends Hilfe finden! . . .“

### Archäologisches.

— Die Zahl von Statuetten aus altslavischer Zeit, die mit Sicherheit als echt erkannt wurden, ist nicht groß. Fälschungen sind da auch in nicht geringer Zahl gemacht worden, wobei nur an die bekannten Prillwitzer Gözen erinnert zu werden braucht, welche Mecklenburg lieferte. Die von Weigel beschriebenen Bildwerke aus altslavischer Zeit („Archiv für Anthropologie“ XXI) sind unzweifelhaft alle echt; es sind meistens große, rohe Steinfiguren — ob aber alle auch slavischen Ursprungs sind, kann bezweifelt werden. Sicher sind die von Altentrichen und Bergen auf Nügen bekannt gewordenen Steinfiguren slavischen Ursprungs, und an diese schließt sich jetzt ein neuer Fund aus einem alten Burgwall bei Schwedt an der Oder an, welchen A. Göze beschrieben hat („Nachrichten über deutsche Altertumsfunde“ 1903, Heft 1). Es handelt sich um eine kleine, nur 5 1/2 Centimeter hohe Bronzefigur, die einen Mann mit lang herabhängendem Schnurrbart, mit gut modellierten Augen und Nase, in die Hüfte gestemmten Armen und mit einem bis zu den Knien reichenden Gewande darstellt. Früher würde man sofort von einem slavischen Gözen geredet haben; doch da ist man jetzt vorsichtiger und begnügt sich mit der Bezeichnung Statuette oder Figur. Aber auch ohne Gözeneigenschaft ist das Figürchen belangreich genug, da es uns ein Zeugnis slavischer Kultur an der Oder etwa um die Jahre 1000 bis 1200 vorstellt. Der slavische Ursprung aber wird durch die begleitenden Fundstücke von der Stätte des alten Burgwalles: slavische Gefäßscherben, Spinnwirtel, Schleifsteine, Knochenlamme, Glasperlen, Angelhaken, Eisenmesser u. dergl. — kurzum, das typische Inventar einer slavischen Ansiedelung. — („Globus.“)

### Völkerkunde.

— Die Giljaken bewohnen zu etwa 3000 die Küsten der Nordhälfte von Sachalin und das Thal des Flusses Timm daselbst, und zu etwa 5000 das benachbarte Festland in der Umgebung des untersten Amur, und zwar den äußersten Nordosten des Amur-Landes. Sie sind, schreibt man der „Leipziger Zeitung“, sehr breitschultrig gebaut, meist klein von Wuchs, deutlich brachycephal und von unschönen, echt mongolischen Gesichtszügen. Sie leben vorzugsweise von Fischfang und Jagd, an der Küste erlegen sie den Seehund als fürchtlose Seefahrer, und nur im Winter lehren sie in ihre kleinen Hüttenhöfen zurück. Da die Giljaken ihre Bedürfnisse an Nahrung, Kleidung und dergleichen fast ausschließlich durch Fischfang und Robbenschlag befriedigen, so siedeln sie sich begreiflicherweise an den größten fischreichsten Gewässern ihres Gebietes an. Klimatische Gründe sind es hauptsächlich, die die Giljaken nötigen, sich für den Winter und den Sommer besondere Behausungen zu errichten. Im Winter gilt es, sich gegen die überaus strenge, oft von heftigen Stürmen und Schneegestöber begleitete Kälte zu schützen, im Sommer hingegen der allzugroßen, durch die maritime Lage und die beständigen Seewinde, Nebel und Regen bedingten Feuchtigkeit entgegen zu arbeiten. Erfordert ersteres möglichst geschlossene, von windfesten Wänden umgebene Räume, so kann letzteres im Gegenteil nur durch luftigere, einem beständigen Luftwechsel ausgesetzte und einen solchen ermöglichende Wohnungen erreicht werden. Wie die Wohnung der Giljaken so steht auch deren Kleidung im innigsten Zusammenhange mit der Natur des Landes wie mit der durch diese bedingten Lebens- und Ernährungsweise. Diesen Verhältnissen entsprechend bilden neben Baumvollzeugen, die sie seit alters von den Chinesen und gegenwärtig auch von den Russen beziehen, Hund- und Seehundsfelle und Fischhäute ihre Hauptkleidungsstoffe, während die Felle von Waldtieren, wie des Fuchses, der Fischotter, des Zobels, Eichhörnchens und anderer nur zur Verbrännung von Kleidungsstücken, oder zu kleineren solchen, wie Mützen, Handschuhe, Halswärmer und dergleichen dienen, im übrigen aber als Hauptartikel im Tauschhandel mit den Chinesen dienen. Da die Giljaken dabei außer verschiedenen Zeugen, einfarbigen und gemusterten, auch manche fertige Kleidungsstücke eintauschen, so läßt sich schon daraus, wie überhaupt aus ihrem Verkehr mit diesem ihnen zunächst stehenden Kulturvolke, der in ihrer Kleidung nach Form, Schnitt, Art und Muster der Verzierungen erkennbare Einfluß chinesischer Sitte und chinesischen Geschmacks erklären. Die dem Körper zunächst liegende Kleidung des Giljaken besteht in Unterhosen, die auch nachts nicht abgelegt werden, Wollkleidern, einem unteren und einem bis zu den Knien hinabreichenden Oberhemde, das am Hals und auf der Brust stets von rechts nach links zugeknöpft wird. Gewaschen werden die Hemden nie, so daß sie sehr bald mehr oder minder schmutzfarben werden. Zur Fußbekleidung dienen stets hohe Stiefel aus Seehundleder oder Fell. Eine Kopfbedeckung ist bei dem starken Haupthaarwuchs der Giljaken im Sommer meist entbehrlich, doch bedienen sie sich zum Schutz gegen Regen und

Sonnenschein eines eigentümlichen, ziemlich flachkonischen Hutes aus Birkenrinde, der in der Regel mit verschiedenen strahlenförmig um die Spitze geordneten, schwarzen und roten Krabesken geschmückt ist, die ebenfalls aus dünner Birkenrinde geschnitten und vermittelst feiner Darmfäden auf dem Hut aufgenäht sind. Die Frauen tragen ganz ähnliche Unterleider wie die Männer, aber ein längeres, weit über die Knie hinabreichendes Hemd und darüber einen mit Ärmeln versehenen, vorn zum Knöpfen eingerichteten Rock. Hemd und Rock haben meistens einen breiten Saum von andersfarbigem Zeuge, auf dem verschiedenförmige Zierlinien angebracht sind. Zur Anfertigung der Fischhautröde wird die in den Gewässern des Amur-Landes häufigste Lachsart benutzt. Die abgestreiften Häute dieser werden zu dem Zwede ihrer Schuppen beraubt, was durch Stampfen der aufgeweichten Häute in einem Holzgeschirr geschieht, alsdann durch Schaben von den anhaftenden Muskel- und Fleischstückchen gereinigt, gepreßt und geglättet und die einzelnen Stücke aneinander genäht. Je nachdem diese Operationen sorgfältig ausgeführt werden, erhält man einen Stoff von verschiedener Güte. Die eleganteren Röde der Art sehen aus, als seien sie aus einem feinen gelblichweißen Leder gemacht. Dieses hebt sich noch besonders scharf gegen die breiten schwarzen Säume ab, mit denen das Mumpfstück vorn, oben und unten, sowie die Ärmel zur Schulter und zur Hand hin vermittelst Aufstrichs versehen sind. In den Zwischenräumen sind verschiedenartige Stickereien angebracht, ganz besonders auf dem Rückenstücke durch hübsche Krabesken. Als Pelze werden fast ausschließlich Hundefelle getragen, nur ausnahmsweise Seehundsfelle. Das Haar wird in der Mitte gescheitelt und bei den Männern in einem, bei den Frauen in zwei über den Rücken herabhängenden Zöpfen getragen. Ist es zum Flechten zu kurz oder zu spärlich, so hängt es lose vom Kopfe herab, was alten Frauen ein herzenartiges Ansehen giebt. In der Haltung des Haares sind die Giljaken ebenso unfauber wie in der Kleidung. Das Vorhandensein von Ungezieser im Haupthaar wird für ein Zeichen guter Gesundheit angesehen. Kindern wird das Haar, um den Wuchs zu fördern, geschnitten, Erwachsene lassen es jedoch niemals scharren, auch den Bart nicht, ja es herrscht der Glaube, daß man sich dadurch Krankheit und sogar den Tod zuziehen werde. Nach dem Tode darf aber der Pöpsel von den Anverwandten des oder der Verstorbenen abgeschnitten und aufbewahrt werden. —

### Humoristisches.

— Der Herr Oberlehrer auf der Jagd. „Ich nehme das Gewehr an die rechte Wade, bringe sodann das Korn mit dem Mittelvisier in eine Linie mit der Pupille. — so sind die Vorbedingungen eines günstigen Schusses erfüllt.“ —

— Seine Auffassung. Tourist: „Wissen Sie, ich bin eigentlich Abstinenzler; von so 'ner Maß Bier bekomme ich den größten Suff!“

Münchener: „Von a oanzinga Maß! Herrschaft, hab'n Sie a billig's Leb'n!“ —

— Bei der Kartenlegerin. „Was, bloß bis zu ein' bessern Arbeiter thät ich's bringen? Sie sind ja verrückt!“

„Ja, meinen Sie vielleicht, für Ihre fünf Groschen schlag ich Ihnen einen Prinzen?“ — („Simplicissimus“.)

### Notizen.

— Im Leipziger Stadt-Theater findet vom 4. bis 22. Oktober unter Leitung von Schuch und Arthur Niksch die Auf-führung sämtlicher Opern Richard Wagners statt. —

— In Wien ist am Sonntag der welfische Geschichtsschreiber Duno Klopp gestorben. —

— Für ein praktisches Mittel zur erfolgreichen Bekämpfung der Baumwollraupe, die den Baumwollpflanzern ungeheuren Schaden zufügt, hat der Staat Texas 200000 Mark Belohnung ausgesetzt. —

— Unter den rund 20000 Bänden der nun fertig geordneten Matschulbibliothek in Zwickau befindet sich eine Anzahl der seltensten Bücher, z. B. ein 1480 zu Bamberg erschienenes Rechnungsbuch, eine Bibel von 1490, Musikalien aus der Reformationszeit, mehrere Bände handschriftlicher Dichtungen von Hans Sachs, Schriftstücke von Luther und Melancthon. Der Grundstock der berühmten Sammlung stammt von dem Zwickauer Stadtschreiber Stephan Roth, der 1546 seine Bibliothek von 6000 Büchern und Manuskripten der Stadt vermachte. —

— Außergewöhnlich teure Früchte. Gewisse, von französischen Bäckern durch Treibkultur erlangte Früchte haben im Monat Mai in den Centralhallen von Paris Preise erreicht, die als außergewöhnlich hohe bezeichnet zu werden verdienen. Allerdings muß zugegeben werden, daß dieselben für die Zeit, in der sie geerntet werden konnten, von ausnehmender Schönheit und Dicke waren. So wurde am 26. Mai ein Pfirsich für 30 Frank abgegeben, der nach der „Revue horticole“ 372 Gramm trog. Erdbeeren der Varietät „General Chanzy“ erreichten einen Preis von 1,75 Frank bis 2 Frank pro Stück; sie wogen jede gegen 65 bis 75 Gramm. („Nerthus“.)